

telle erneut mit einer Frau zu besetzen. Prof. Wannagat appellierte deshalb an die zuständigen Ministerien und den Richterwahlausschuß, künftig mehr Frauen zu ichtern am BSG vorzuschlagen und zu wählen. Es gehe nicht an, bei jeder Gele- enheit in der Öffentlichkeit die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frauen u fordern, in der Praxis aber nichts dafür zu tun.

Nach einer Statistik des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung waren Ende 1972 bei Bund, Ländern und Gemeinden sowie bei der Deutschen Bundesbahn und Deutschen Bundespost 28,4 Prozent der Beschäftigten Frauen. Der Anteil der Frauen im öffentlichen Dienst stieg innerhalb von sechs Jahren um drei Prozent. Von den 290 000 Teilzeitbeschäftigten im öffentlichen Dienst sind 90,3 Prozent Frauen. Im gehobenen Dienst stieg zwar der Anteil der Frauen von 26,0 auf 31,6 Prozent, im höheren Dienst sind die Frauen mit 19 Prozent allerdings immer noch unterrepräsentiert, wie auch ihr Anteil von 8,6 Prozent an der Zahl von 14 146 Richtern im Bundesgebiet zu niedrig ist.

Nur durch den Einfluß der politischen Parteien bei der Auswahl der Richter und das relativ geringe Engagement der Frauen in der aktiven Politik einkalkuliert, muß man darüber hinaus den zuständigen Männern der Berufs- und Interessenverbände den Vorwurf machen, daß sie an der Unterrepräsentation der Frauen in entscheidendem Maße Schuld tragen. Wenn man von einer verbürgten Förderung aus dem südlichsten Teil der Bundesrepublik („So tief sind wir in Bayern noch nicht gesunken, daß wir eine Frau zur Richterin machen!“) ausgeht, ist die kürzliche Ernennung einer Richterin in Rheinland-Pfalz zur Präsidentin eines Sozialgerichts — erstmals in der Bundesrepublik — sicher ein großer Erfolg; eigentlich sollte das eine Selbstverständlichkeit sein.

Zwei Liter Wasser

Die regelmäßige Zufuhr von Wasser in ausreichenden Mengen ist für die Aufrechterhaltung von Gesundheit und Leistungsfähigkeit unentbehrlich. Unter unseren normalen Lebensbedingungen reichen etwa 2 Liter Wasser pro Tag aus.

Bei der Nahrungsaufnahme wird oft nicht berücksichtigt, daß bei normalen Verzehrgewohnheiten ein nicht unbedeutlicher Teil der Kalorien durch Getränke geleckt wird, wobei häufig eine kalorische Überversorgung erfolgt. Kaffee und Tee haben als Kalienträger keine Bedeutung, sofern sie ohne Milch und Zucker konsumiert werden. Die Mehrzahl der Verbraucher bevorzugt jedoch gesüßte Getränke, die zusätzlich oft mit Milch versetzt sind. Damit werden pro Tasse Tee oder Kaffee ca. 50 Kalorien aufgenommen. Bei vier Tassen wird so praktisch ein Zehntel des gesamten Kalorienbedarfs gedeckt, der bei erwachsenen Männern mit leichter körperlicher Arbeit im Durchschnitt bei 2 500 Kalorien, bei Frauen mit 2 100 Kalorien veranschlagt werden kann. Übergewichtigen Menschen wird daher dringend empfohlen, Tee oder Kaffee ohne kalorienreiche Zusätze aufzunehmen, es sei denn, sie sparen Kalorien an anderer Stelle ein. Trinkwasser, Tafelwasser und Mineralwasser sind kalorienfrei.

Der Verbrauch an Fruchtsaftgetränken hat sich in den letzten 20 Jahren vervieracht. Bei ihnen ist besonders der meist hohe Kaloriengehalt zu beachten, der bei Aufnahme von einem Liter eine Belastung von 300—500 Kalorien bedeutet.

Bei alkoholischen Getränken liegt folgender Kaloriengehalt vor: 1 Liter Bier belastet den Organismus mit ca. 470 Kalorien. 1 Liter Wein enthält durchschnittlich 700 Kalorien, entsprechendes gilt für Sekt. Südwine belasten den Organismus mit 1000—1400 Kalorien pro Liter. Den höchsten Energiegehalt haben Spirituosen mit 2000—3000 Kalorien. Bei diesen Getränken ist allerdings die Höhe der Aufnahme meist deutlich geringer als bei anderen kalorienreichen Getränken.

Für den Markt von morgen

Ulrich Jochimsen

Regeln für Aufsteiger

Sein Rat für Aufsteiger heißt: „Sieh dir genau an, wie ein Flugzeug steigt: Immer gegen den Wind!“

Immer gegen den Wind, eigentlich schon mehr gegen den Strom kämpft Ulrich Jochimsen, Chef der Firma Video Digital Technik in Wiesbaden, seitdem er sich 1968 selbständig gemacht hat. Schon 1966, als er noch im Kernforschungszentrum Karlsruhe arbeitete, hatte er seine Firma aufzubauen begonnen: Den Schreibkram, die Anmeldungen, die Firmenbogen, die Geschäftsräume — alles, war Ärger und Lauferei macht, erledigte Ulrich Jochimsen in seiner großzügig bemessenen Freizeit.

Die Arbeit im Kernforschungszentrum bescherte dem jungen Ulrich Jochimsen die Einsicht, daß es nicht immer genüge, einen fabelhaften Arbeitsplatz zu haben, an dem man ungestört forschen und untersuchen kann, daß es nicht genügt, erstklassige Kollegen zu haben, mit denen man über Probleme der Technik ohne Verständigungsschwierigkeiten diskutieren kann, und daß es nicht genügt, Vorgesetzte zu haben, die einem wohlwollend auf die Schulter klopfen und sagen: „Na, machen Sie mal weiter so!“ Ulrich Jochimsen fand heraus, daß es wichtig sei, über den Zaun des goldenen Käfigs

zu schauen: „Mal sehen, was draußen los ist!“

„Mal sehen, was draußen los ist“ scheint überhaupt für Ulrich Jochimsen Leitmotiv seiner Tätigkeiten zu sein. 1935 wurde er in Niebüll geboren (er ist also Schleswiger), hatte aber anscheinend keine Neigung, wie seine älteren Brüder Hanno und Reimut in die Wissenschaft zu gehen — sein Bruder Reimut wurde Professor, Rektor der Universität Kiel, dann Staatssekretär, Chef des Planungsamtes des letzten Bundeskanzlers Brandt, und ist jetzt Staatssekretär im Ministerium für Bildung und Wissenschaft. Ulrich Jochimsen ging in die Lehre, um Elektroinstallateur zu werden. Eigentlich wollte er technischer Kaufmann werden, aber sein Interesse, fand er, neigte mehr zur Technik als zum Kaufmännischen, und so besuchte er 1955 die Schiffingenieurschule Flensburg und bekam 1956 sein Seefunkpatent zweiter Klasse. 1955 begannen auch seine ersten Schiffsreisen, die er als damals jüngster Funkoffizier machte, wo er aber auch die Position des Zahlmeisters ausfüllen mußte, wobei es ihm zugute kam, daß er schon Schreibmaschine- und Buchführungskenntnisse besaß.

Später machte er einen privaten Trip nach Amerika. Auf einem Truppentransporter, dessen freie Plätze an

Studenten für billige Preise verkauft wurden, wurde Ulrich Jochimsen Equipment-Manager und landete in Amerika.

Freunde rieten ihm, doch in Dayton/Ohio die Elektroingenieurschule zu besuchen. Andere rieten ihm, auf die Ingenieurschule in Bingen am Rhein zu gehen...

An das rauhe Leben draußen so gewöhnt und mit der Begabung ausgestattet, nichts als gegeben anzunehmen, ertrug er als Schriftführer und, später, als erster Vorsitzender des Asta, die Gleichstellung der Binger Studenten mit denen anderer Ingenieurschulen, was Zuschüsse und Stipendien anging. Er erfocht somit für seine Kommilitonen eine runde Jahressumme von 100 000 DM.

Der „Deutsche Akademische Austauschdienst“ besorgte Ulrich Jochimsen ein einjähriges Stipendium für Kanada. Das Stipendium hatten die Studenten des Ryerson-Institute of Technology in Kanada gesammelt und dort auch lernte er die nach seiner Meinung größte Fernmeldefreiheit der Welt kennen.

Daß es nicht immer so frei ist drüben in Nordamerika, merkte er ganz kurze Zeit später. Er hatte 350 Dollar gespart und machte für drei Monate eine Campfahrt durch die USA, Kanada und Alaska, zusammen mit seiner jetzigen Frau, die damals noch die zukünftige war. Als Anhalter durften sie beide nicht in die USA einreisen. Etwas anders angezogen und mit dem Bus ging es ohne Schwierigkeiten.

Noch in Amerika erhielt er aus Flensburg ein Angebot, auf der Schiffingenieurschule, Abteilung Seefunk, Dozent zu werden. Er hatte aber seinen Ingenieurabschluß noch nicht, und da er ihn bis zum nächsten und übernächsten Jahr nicht hatte, verfiel die Stelle.

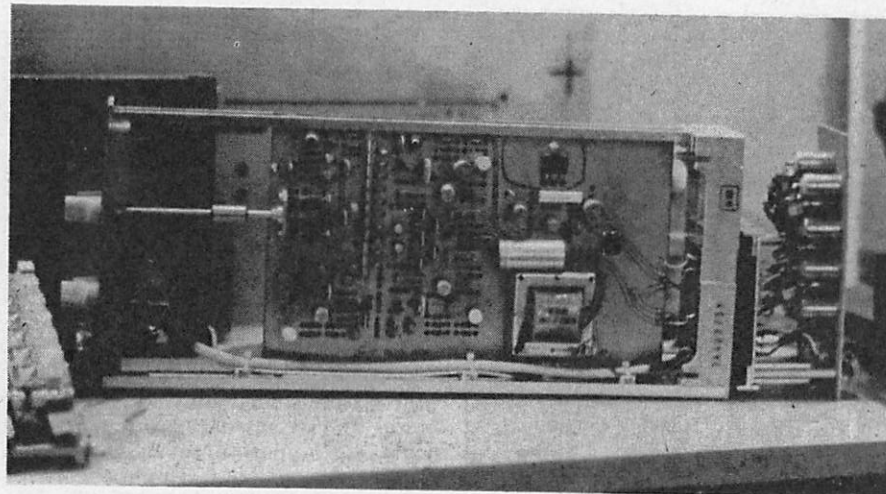
Den Chef aussuchen

Sein Vater hatte ihn schon immer ermuntert, dem „Kreienstschiet“ — sprich seinen Neigungen — nachzugehen. Das bezieht Ulrich Jochimsen nicht nur auf die Wahl seines Berufes, das bezieht er auch auf die Wahl des Chefs. Denn er ist der Meinung, daß es wichtiger sei für den Mitarbeiter, sich seinen Chef auszusuchen, als für den Chef, sich einen Mitarbeiter auszuwählen. Wer sich bewirbt, sollte zunächst einmal den Chef daraufhin checken, ob man zu ihm Zugang findet. Und man sollte die Firma daraufhin untersuchen, wer zu sagen hat: Im Forschungszentrum sollte es der Forscher sein und nicht der Techniker oder der Kaufmann.

Und wenn man dann die höchste Position im Unternehmen erreicht hat, die man mit seiner Vorbildung und seinem Wissen erreichen kann, dann sollte man gehen. Aber man sollte nicht gehen, ohne sich mit einer außerordentlich guten Arbeit zu verabschieden. An diesem „Gesellenstück“ wird der junge Mann beurteilt und jedes gutgemachte Stück Arbeit, besonders wenn es am Schluß der Arbeitszeit bei einer Firma entstanden ist, empfiehlt den Verfertiger weiter.

Teamwork ist für einen Mann wie Ulrich Jochimsen von großer Bedeutung. Dabei meint er nicht das oft falsch verstandene Teamwork, bei dem sich jeder einzelne vor einer Entscheidung drückt, weil im Team alles besprochen sei. Er meint die gemeinsame, begeisterte Arbeit an dem gemeinsamen Objekt.

Weil er eben der Meinung ist, daß sich ein Mitarbeiter seinen Chef genau ansehen muß, scheint er auch für sich die richtigen Mitarbeiter gefunden zu haben, auch wenn es sich zum größten



Auf Jochimsens Souvenirsims kann man einen Blick ins Innere der Bluebox werfen

Teil nur um Teilzeitkräfte handelt. Fünfzehn sind es an der Zahl. Volltagskräfte sind lediglich seine Sekretärin und seine Buchhalterin, die auch noch in Karlsruhe sitzt, wo er seinerzeit seine Firma gründete.

Wir haben immer nur von seinem Geschäft gesprochen; es ist ungewöhnlich genug. Seinen größten Umsatz macht er mit Fernsehkameras, die er aus den Studios der Fernsehanstalten aufkauft, wenn diese sich auf Farbfernsehen oder neue Geräte umstellen. Er sieht diese Geräte durch und verkauft sie weiter an weniger gut ausgestattete Fernsehstudios in ganz Europa bis in den Nahen Osten.

Ulrich Jochimsen ist auch derjenige, der die bekannte Bluebox und die etwas weniger bekannte Coxbox auf den Markt gebracht hat. Die Bluebox, das „kontrollierte Ausnutzen eines Wackelkontakts“, wie Ulrich Jochimsen behauptet, sorgt für jene verblüffenden Ergebnisse auf dem Fernsehschirm, bei denen lebendige Figuren plötzlich in gezeichneten oder hinein-

geblendeten Hintergründen herum-marschieren. Die Coxbox macht für einen Kaufpreis von 7000 DM eine 70 000 Mark teure Schwarzweiß-Fernsehkamera zur Farbkamera im Werte von einer Viertelmillion. Wenn auch durch das Verfahren, das die Coxbox ermöglicht, nicht eine vollwertige Farbkamera aus einer Schwarzweißkamera wird, so kann man doch die Farben Schwarz und Weiß willkürlich in andere beliebige Farben, beispielsweise Gelb und Rot, verwandeln.

Die Fernsehregisseure benutzen diese Möglichkeit gerne für die Verdeutlichung besonderer Regieeffekte.

„Die Post bleibt draußen!“

Ulrich Jochimsens besondere Einsatzfreude richtet sich zur Zeit aber gegen die nach seinem Standpunkt willkürlichen Eingriffe der Post in die Wünsche des Verbrauchers. Er ist der Meinung, daß der Einflußbereich der Post an der Wohnungstür enden sollte,



So telefoniert Jochimsen im Auto: Der Brillenbügel hält den Ohrhörer, der dicke Draht ist das Mikrofon — Astronautentechnik für den Tagesgebrauch.



und daß sich die Post darauf zu beschränken habe, für die Weiterverbreitung von Nachrichten auf dem Draht- oder dem Funkwege zu sorgen. Darüber, wie denn nun die Geräte, die man für die Verbreitung von Nachrichten und für die Aufnahme von ihnen zu Hause oder im Büro benutzt, auszu- sehen haben, sollte die Post nicht entscheiden dürfen. Die Entscheidungsgewalt in einer Hand und die damit gekoppelte Auslese von Fabrikanten führen nach Jochimsens Meinung dazu, daß Monopole entstehen, und daß diese Monopole die fortschrittliche Entwicklung hemmen. Wer gäbe denn auch schon Geld dafür aus, neue Geräte und Apparaturen zu entwickeln, wenn ihm seine anderen ohne weiteres und ohne Konkurrenzdrohung abgekauft werden?

Das Kriegsglück wogt hin und her: Letztlich erzwang Jochimsen als Gerichtsbeschuß, daß ihm die Post eine Konferenzschaltung auf der Amtsleitung einbaue. Eine Konferenzschaltung schafft die Möglichkeit, mit verschiedenen Partnern gleichzeitig am Telefon verbunden zu sein und gleichzeitig mit ihnen zu verhandeln. Würde sich eine solche Konferenzschaltung durchsetzen können, würde sie tausende von unnützen Fahrkilometern, von unnützen Konferenzen und infarktfördernden Arbeitessen sparen helfen: Die Teilnehmer einer Konferenz könnten sich telefonisch miteinander unterhalten und verständigen. In Amerika, Holland und auch in anderen Ländern sind solche Konferenzschaltungen teils für zwölf, teils für 25 gemeinsame Teilnehmer zugelassen

Weniger Glück hatte Jochimsen mit einer anderen Geschichte. In den letzten Tagen ist der Europäische Funkrufdienst ins Leben worden. Wer diesem Rufdienst angeschlossen ist und einen Funkrufempfänger in

der Größe eines mittleren Lexikons mit sich herumschleppen kann und wer sich nicht scheut, mit einem Gerät mit ausgefahrener Antenne durch die Gegend zu laufen, kann jederzeit beispielsweise von seinem Büro alarmiert werden. In seinem Empfänger leuchtet eine Lampe auf und ein Signal ertönt: Jetzt muß der Träger dieses Gerätes schleunigst eine Telefonzelle aufsuchen, um in seinem Büro oder zu Hause, von wo aus dieses Gerät bedient wurde, anzurufen und zu fragen, worum es sich handelt. Natürlich kann er auch einen solchen Funkrufempfänger in seinem Wagen installieren lassen — etwa neben dem Autotelefon.

„Immer, wenn der Ingenieur nicht weiter weiß, baut er 'ne Dame ein.“

Das bedeutet, daß nur ein einziger Mensch die Ruf- und Codennummer des Pieps-Empfängers wissen darf. Aus dem Piepsen allein läßt sich ja nicht heraus hören, wer es veranlaßt. Das eigene Büro ist also nur ein schwacher Trost für die Möglichkeiten, die man hätte — wäre z. B. die Post als Vermittler des Pieps-Tons eingeschaltet.

Sie könnte auf Anfrage die Nummer oder den Namen des Anrufenden sagen oder sogar das Gespräch vermitteln. Die Dame am Telefon zu Hause, letzter Rettungsanker des Ingenieurs, kann eingespart werden. Ihre Arbeit übernimmt die Postzentrale. Die Nummer des Pieps-Empfängers kann freigegeben werden an eine beliebige Zahl von Geschäftsfreunden. Aber das wichtigste ist ihm wohl noch das Gerät, das ihm zu groß, zu teuer und zu unhandlich erscheint und das er durch ein leichteres Gerät ablösen möchte. So etwas gibt es schon. Allerdings darf es in Deutsch-

land nicht benutzt werden oder eben nur von solchen Personen, die einen postalisch attestierten Bedarf daran haben.

Ein solches Gerät wiegt keine 100 g, kann leicht in die Brusttasche des Jacketts, in die Handtasche oder auch in die Hemdtasche gesteckt werden und gibt, wenn es angerufen wird, einen unüberhörbaren Ton von sich. Mit einem solchen Gerät könnte man beispielsweise, hat man einen Geschäftsbesuch, die Ehefrau des Besuchers, die sich während der Konferenz auf einem Einkaufsbummel oder in einem Café befindet, verständigen: „Tüt tüt, die Konferenz ist aus, du kannst deinen Mann wieder abholen.“

Jochimsen, der über einige genehmigte Sechs-Watt- und Ein-Watt-Sender verfügt, hatte sich auch um die Genehmigung für einen solchen Pieps-Empfänger bemüht. Hier wollte die Post einmal zeigen, daß sie auch einen Krieg gewinnen kann: Die Genehmigung wurde nicht erteilt.

Jochimsens Kommentar: „Besitz- und Schießerlaubnis für zwei Maschinenpistolen erteilt — Zielscheibe abgelehnt!“

Eines Tages erschienen zwei Herren von der Post, im Schutze von zwei Polizisten, weil sie dieses Gerät beschlagnahmen wollten. Sie zogen unvermittelter Dinge ab, wollten aber Strafanzeige stellen. Statt der Strafanzeige kamen fünf Wochen später zwei Polizisten, ohne richterlichen Befehl, und „klauten“ — so Jochimsen — ihm das Gerät. Das Empfangsgerät liegt heute noch irgendwo bei der Post oder beim Staatsanwalt — trotz eines Gesprächs, das Ulrich Jochimsen mit

dem damaligen Bundespostminister, Professor Horst Ehmke, führte. „Das ist nicht Sache der Politiker, sondern der Techniker“, sagte Ehmke, woraufhin ihm der Ingenieur Jochimsen entgegenhielt: „Die Liberalisierung müssen Sie durchsetzen.“

Jochimsen kämpft noch um eine andere Liberalisierung, nämlich um die Durchsetzung seiner Idee, die auch seiner Meinung nach im Grundgesetz begründet ist, daß die Einflußsphäre der Post an der Haustüre aufhört. Er begründet das auch wirtschaftlich und einleuchtend: „Stellen Sie sich vor, Ihr Telefon geht am Freitag nachmittag kaputt. Wäre meine „Blackbox“ bereits installiert, dann könnten Sie jetzt zu Neckermann oder zu Quelle gehen, sich einen neuen Telefonapparat für zwanzig Mark fuffzig kaufen, und diesen mit einem Handgriff an die Blackbox an der Wohnungswand anschließen. Der Post geht kein Gespräch verloren. Jetzt ist es aber doch so, daß der Techniker bestenfalls am Montag kommt und Sie kaum antrifft, weil Sie ja schon wieder im Geschäft sind. Der Post gehen die Gebühren für ein langes, langes Wochenende verloren.“

Per Telefon den Herd einschalten

Jochimsen schwärmt im übrigen auch von einem Wählmechanismus, der den Wählvorgang über Schallwellen in Gang setzt, der es ihm aber auch ermöglicht, beispielsweise mit dem Computer zu telefonieren und dort Daten einzugeben, der es aber auch ermöglicht, vor dem Nachhausegehen vom Büro aus den Elektroherd einzuschalten und die Gasheizung in Gang zu setzen. Jochimsen kann das auch vorführen: In seinem Bürohaus befinden sich zwei Telefonapparate, von denen

der eine mit einer elektrischen Eisenbahn gekoppelt ist. Jochimsen ruft diesen Apparat mit seinem kleinen Zusatzgerät an und statt, daß es dort klingelt, setzt sich die Eisenbahn in Bewegung. Ein Druck auf den Zahlenwähler, die Eisenbahn steht, einen Druck auf die nächste Zahl: Die Eisenbahn läuft rückwärts. Und mit der gleichen Technik könnte man den Computer anrufen und über ihn z. B. Waren bestellen.

Und noch etwas zieht Ulrich Jochimsen aus seiner Wunderschublade: ein tragbares Telefon, nach dem Prinzip des Autotelefon, mit dem man auf funkttechnischem Wege in die Leitungen der Bundespost hineinwählen kann. Obwohl das Prinzip des bereits zulässigen Autotelefon, des „öbL“ (öffentlicher beweglicher Landfunk), erfüllt ist, läßt die Bundespost ein solches kleineres, viel billigeres und handlicheres Gerät nicht zu.

Neue Märkte, neue Chancen für Aufsteiger

Warum Jochimsen eigentlich für neue Geräte und Methoden kämpft? Ist er ein Kohlhaas? Es geht ihm wohl mehr um einen Grundsatz: Er sieht in der begrenzten Liberalisierung neue Möglichkeiten und neue Chancen für einen Markt, der im Augenblick monopolisiert ist. Eine Freigabe des Marktes von Kommunikationsmitteln fördert eine neue Technologie einfacher Mittel und ruft junge Erfinder und Organisatoren auf den Plan. Unser Postgesetz ist jetzt 46 Jahre alt. Seit die USA vor sechs Jahren die Schnittstelle des Einflußbereiches der Post an die Wand, in die Blackbox gelegt haben, hat sich dort ein riesiger junger Markt entwickelt. Einen solchen Markt für junge Aufstiegskräfte zu schaffen, ist das Ziel von Ulrich Jochimsen.

Wer 50 wirc zahlt wenige

Die Steuergesetze sehen besondere Freibeträge für ältere Mitbürger vor. Wer 50 Jahre alt wird, hat darauf Anspruch — ohne einen Papierkrieg führen zu müssen.

Der Steuerzahler setzt es als leidige Last voraus, beim Finanzamt um jede Mark Freibetrag kämpfen zu müssen — vorausgesetzt, er hat nicht bereits vor der Gründlichkeit deutscher Antragsformulare kapituliert.

Daß es aber Freibeträge gibt, die ohne große Begründung gewährt werden, wissen nur die wenigsten Steuerbürger. Und das sind gerade diejenigen, die es angeht: die älteren Arbeitnehmer. Wer diese Freibeträge haben will, muß sie kennen, denn der Fiskus drängt sie niemandem auf.

Diese Möglichkeiten bestehen allesamt, um Steuern zu sparen:

● Inhaber der Steuerklasse II (zum Beispiel Ledige), die im abgelaufenen Jahr bereits vier Monate das 49. Lebensjahr vollendet hatten, können das steuerpflichtige Einkommen um einen Sonderfreibetrag von 840 Mark vermindern;

● sie können außerdem gleich zweifachen Freibetrag für Sonderausgaben (Ausgaben für die Alterssicherung) in Anspruch nehmen. Bei Verheirateten gibt diese Vergünstigung bereits, wenn n einer der Ehepartner die Zeitgrenze überschritten hat.

In der Praxis heißt das: Ein verheirateter Arbeitnehmer mit zwei Kindern, die Ausbildung stehen, kann von eigenen Aufwendungen zur Altersvorsorge Höhe von 12 800 Mark insgesamt 9600 Ma

Abfindung steuerfrei

Abfindungen an einen Arbeitnehmer der aus dem Dienstverhältnis ausscheidet, sind nicht immer steuerpflichtig. Sie sind nach einem Urteil des Bundesfinanzhofs (VI R 341/69) dann steuerfrei, wenn sie auf Grund eines Interessenausgleichs nach dem Betriebsverfassungsgesetz geleistet werden. Dabei ist es ohne Bedeutung ob eine Kündigung des Arbeitgebers vorliegt.

Steuerfreiheit ist aber nur insoweit gegeben, als die ausgezahlte Summe wirklich eine Abfindung ist. Die Abgeltung vertraglicher Lohnansprüche fällt nicht darunter.